Abo Analyse zum Image des Landes

Warum ist die Schweiz so auf ihren Ruf fixiert?

Ob bei der Bührle-Sammlung, der Fifa oder Glencore: Ständig sorgt sich die Schweiz um ihre Reputation. Als ob wir eine Insel der Reinheit sein müssten.

MEINUNG Rico Bandle
Publiziert: 20.11.2021, 23:30

25 Kommentare

Es ist das schlagende Argument, wenn immer in der Schweiz über eine moralische Fehltat diskutiert wird: «Sogar die ‹New York Times› berichtet darüber!» Auch bei der aktuellen Auseinandersetzung um die Gemälde des Waffenfabrikanten Emil Georg Bührle im Zürcher Kunsthaus darf der Hinweis auf die internationalen Medien nie fehlen. Von einem «PR-Debakel» ist dann die Rede und einem «Reputationsschaden».

Als ob es entscheidend wäre, wie einige Journalisten im Ausland über eine Schweizer Debatte urteilen. Es ist ein bisschen so, wie wenn Eltern ihre Kinder mit den Worten tadeln: «Was sollen bloss die Nachbarn denken?»

Der Fokus auf die Aussenwahrnehmung hat in der Schweiz fast schon rituellen Charakter. Ob bei Glencore, der Fifa, Banken oder dem Burkaverbot: Immer wird reflexartig vor einem möglichen Reputationsschaden gewarnt – wodurch die Gegenseite gleich in eine Verteidigungshaltung gedrängt wird.

Woher kommt das? Geschichtsprofessor Sacha Zala, Direktor der Forschungsstelle Diplomatische Dokumente der Schweiz (Dodis), sagt, die Sorge um den Ruf sei hierzulande tief verankert. Er spricht von einer regelrechten «Perzeptionshysterie», die gegen Ende des Zweiten Weltkriegs eingesetzt habe, als die neutralen Staaten von den Alliierten stark unter Druck gerieten.

Dass die Schweiz plötzlich als Schurkenstaat dastand, der mit Nazideutschland kooperiert und sich mit fragwürdigen Geschäften bereichert hat, traf das Land im tiefsten Innern.

Eine gewisse Rolle spielt wohl auch, dass Kleinstaaten naturgemäss viel mehr auf den Goodwill anderer angewiesen sind als grosse Länder.

Mit dem Beginn des Kalten Kriegs wurde die Schweizer Neutralität für die Grossmächte plötzlich wieder nützlich – das Land fand zurück auf das internationale Parkett. Die Vorwürfe und das schlechte Gewissen über das Verhalten im Krieg wirkten aber nach: Der Bundesrat räumte in den folgenden Jahrzehnten dem Ansehen des Landes im Ausland grosse Bedeutung zu, wie unzählige Dokumente ↗ belegen.

In den 1990er-Jahren sass die Schweiz wieder im grossen Stil auf der Anklagebank: US-Anwälte warfen den Banken vor, nachrichtenlose Vermögen aus dem Zweiten Weltkrieg unterschlagen zu haben. Das Land war monatelang in Aufruhr, die Empörung gross, zuweilen fühlte es sich an, als stehe man im Krieg. Sacha Zala sagt, das sei eine typisch schweizerische Reaktion. «In Italien hätten die Leute mit den Schultern gezuckt und gesagt: ‹Es ist doch normal, dass Banken Geld klauen.›»

In der Folge rief der Bund mit Präsenz Schweiz sogar eine eigene PR-Agentur ins Leben mit dem Ziel, das Image der Schweiz im Ausland zu pflegen. Ob ihre jährlichen Millionenbudgets bis heute irgendetwas gebracht haben ausser teuren Apéros, ist allerdings fraglich.

Dass man in der Schweiz Kritik an Firmen oder Branchen persönlich nimmt, hat laut Zala auch mit dem Milizsystem zu tun: «Es gibt dadurch keine klare Trennung zwischen Wirtschaft, Politik und Gesellschaft, so wie in anderen Ländern.» Eine gewisse Rolle spielt wohl auch, dass Kleinstaaten naturgemäss viel mehr auf den Goodwill anderer angewiesen sind als grosse Länder – und deshalb auch eher mit einer Art nationalem Komplex ausgestattet sind.

Die Vorstellung, die Schweiz müsse stets für alle Vorbild sein, ist nicht nur weltfremd, sondern zeugt auch von einer grossen Portion Selbstüberschätzung.

Ein solcher ist nicht nur auf der Weltbühne auszumachen, sondern auch im kleinen Rahmen: Als eine deutsche Journalistin kürzlich einen Artikel schrieb «Zürich ist wunderschön – aber ich möchte nie wieder dort leben» und dabei die Schweizer Mentalität kritisierte, erntete sie aus der Leserschaft einen Sturm der Empörung. Tagelang wurde kein anderer Beitrag öfter angeklickt.

Die Sorge um den Ruf des Landes nutzen heute vor allem Akteure aus dem linken Lager, um ihren politischen Forderungen Nachdruck zu verleihen. Ob bei Waffenexporten, multinationalen Firmen oder jetzt bei Kunstwerken – wenn eine Schweizer Firma oder eine Institution auch nur am Rande bei einer Fehltat involviert ist, kommt reflexartig die Forderung nach einer stärkeren Regulierung und dass das Land Sühne zu leisten habe, um den «Reputationsschaden» abzuwenden.

Dass es jenen, die die Schweiz von aussen anprangern, oft gar nicht um Recht und Moral geht, sondern um Eigeninteressen, wird dabei gerne übersehen. So zerschlugen die USA vor einigen Jahren das Schweizer Bankgeheimnis, gleichzeitig verweigern sie selbst den automatischen Informationsaustausch und schützen ihre Steuerparadiese.

Natürlich heisst das nicht, dass man Missstände und Ungerechtigkeiten dulden oder ignorieren soll. Doch die Vorstellung, die Schweiz müsse stets für alle Vorbild sein, quasi eine Insel der Reinheit, ist nicht nur weltfremd, sondern zeugt auch von einer grossen Portion Selbstüberschätzung. Denn in der Regel ist dem Rest der Welt die Schweiz ziemlich egal. Und wenn nicht, dann ist das Bild ein völlig anderes, als oft suggeriert wird: Auf internationalen Reputationsranglisten belegt unser Land seit Jahren immer einen der obersten Plätze. Trotz aller vermeintlichen Untaten.

SonntagsZeitung

Dieser Text stammt aus der aktuellen Ausgabe. Jetzt alle Artikel im E-Paper der SonntagsZeitung lesen: App für iOS – App für Android – Web-App

Rico Bandle ist Redaktor bei der SonntagsZeitung und beschäftigt sich hauptsächlich mit gesellschaftspolitischen Themen. Mehr Infos
@rbandle

Publiziert: 20.11.2021, 23:30